

Nr. 165. Bromberg, den 2. Oktober 1925.

Die Flamme der Welt.

Roman von Guido Kreutzer.

(17. Fortsetzung.)

„Was erzählen Sie mir da?"

„Nichts als Tatsachen."

„Herr von Schreewen ist . . . —"

„. . . nicht nur verheiratet, sondern sogar der Gatte einer außergewöhnlich schönen Frau, die als Künstlerin ihren angesehenen Namen hatte. Vielleicht sogar mehr als das."

„Wie nannte sie sich denn auf der Bühne?"

„Sascha Varena."

„Kenne ich. Natürlich habe ich Sascha Varena in verschiedenen Rollen hier in Berlin gesehen. Sie hat mir so gefallen. Aber keine Ahnung, daß dieser Herr von Schreewen, mit dem ich täglich zusammenkomme, eine so interessante Frau besitzt. — Ja, hören Sie mal Ryssow — wie denken Sie sich nun das Weitere, und welche Rolle haben Sie mir in dieser ganzen kleinen Tragödie eigentlich zugedacht?"

„Die eines rettenden Engels oder eines „deus ex machina". Alles Weitere bleibt Ihrer Klugheit überlassen. Aber ich meine: wo sich das Schicksal eine so sonderbare Konstellation leistet, daß ich die Frau und Sie den Mann kennen und wir beide überdies miteinander fast — wenn ich größenwahnsinnig wäre, würde ich behaupten: — befreundet sind . . . . .! also da muß doch irgendetwas geschehen; und es ist das Nächstliegende, daß wir eingreifen."

Und nach einer ganzen Weile versetzte Hans Torunn:

„Wissen Sie, Ryssow — ich kannte diesen Herrn von Schreewen schon früher von Berlin her. Habe ihn mal hier bei einer Veranlassung, die ich wohl nie im Leben vergessen werde, genauer kennen gelernt und erneuerte diese Bekanntschaft jetzt auf Warrischken.

Da habe ich mir in den letzten Tagen den Kopf zerbrochen, was mit dem Mann eigentlich los ist. Der alte Geheimrat von Laar erzählte mir auch, dieser Herr von Schreewen sei verheiratet oder verheiratet gewesen; Genaueres wüßte er auch nicht. Also nicht wahr, Sie werden verstehen: den Mann umwittert so etwas wie ein Geheimnis. Aber das hätte ich im Leben nicht erwartet, daß das Rätsel solche Lösung finden würde, wie Sie mir eben erzählten . . . — Übrigens, was ist eigentlich mit Ihnen los? Sie machen ein so merkwürdiges Gesicht. Habe ich irgendetwas gesagt, was für den Verstand eines bescheidenen Mitteleuropäers zu hoch wäre?"

Der Herr von Ryssow brauchte ein paar Sekunden, bis er eine Antwort fand.

„Nee, Torunn — nichts dergleichen. Nur — was nannten Sie da eben für einen Namen? Überhaupt — wem gehört denn eigentlich dies Rittergut, auf dem Sie jetzt sind?"

„Einem Geheimrat a. D. von Laar."

„Der früher hier in Berlin im Auswärtigen Amt war, bevor er seinen Abschied nahm?"

„Weiß ich nicht. Dafür habe ich mich noch nicht interessiert."

„Aber das wissen Sie vielleicht; er wohnte seinerzeit draußen im Grunewald, wo er eine sehr hübsche Villa besaß."

Hans Torunn sagte zwischen den Zähnen; und seine Augenlider zogen sich unwillkürlich zusammen: „Das kann ich Ihnen bestätigen. Ich kenne sogar diese Villa."

Sein Gegenüber saß vorgebeugt; die Hände um die Seitenlehnen des Korbsessels geklammert; in den Augen eine flirrende Unruhe.

„Hat einen Sohn, der im Rennen sich zu Tode stürzte; und eine Tochter, die jetzt ungefähr — eine Sekunde für einen kurzen Überschlag, Torunn — jetzt ungefähr dreiundzwanzig Jahre sein muß. Stimmts?"

„Das Alter mag stimmen."

„Und sie heißt — nicht wahr, sie heißt Martine. Und war — oder ist es wahrscheinlich jetzt noch in viel größerem Maße — eine sehr eigenartige, nicht alltägliche Schönheit."

„Sagen Sie mal, Ryssow — Sie stellen hier tausend Fragen. Woher und aus welchem Grunde interessiert Sie das alles denn eigentlich?"

„Weil ich den Sohn gekannt habe, lieber Kerl: weil ich mit ihm zusammen im Lichterfelder Korps war. Wir haben dann auch noch ein paar Jahre Beziehungen unterhalten, bis ich ins Zivil hinüberschwenkte. Da wars allerdings zu Ende. Aber nicht wahr — eine gewisse Anhänglichkeit an Jugenderinnerungen bewahrt man sich doch?!"

„Das kann ich verstehen!"

„Und sehen Sie, Torunn, durch meine Freundschaft mit dem Jungen kannte ich doch auch den Vater und vor allen Dingen die Schwester. Habe ja draußen in der Grunewald-Villa so manchen Sonntag verbracht; habe mit Martine so manche Partie Tennis gespielt; bin sogar mal mit ihnen allen zusammen für ein paar Wochen in Berchtesgaden gewesen, wo sie jeden Sommer hinfahren . . . — Und dieser Geheimrat a. D. von Laar ist also der Besitzer von Warrischken und Sie sind auf diesem Gut, — gerade auf diesem Gut jetzt als Volontär?! Also hören Sie, Torunn, das geht übers Bohnenlied! Solche Schicksalsfügungen, um das Wort Zufall zu vermeiden, die sollten eigentlich nicht erlaubt sein! Was ich immer behaupte: — das Leben schafft viel verwickeltere Unmöglichkeiten, als sich die ausschweifende Phantasie eines Romanschriftstellers ersinnen könnte. Hätte ich im Leben nicht vermutet, daß mir noch mal einer über den Weg laufen würde, der mir was von dieser Familie zu erzählen wüßte."

Und nun wußte Hans Torunn nicht, woher sich ihm mit einem Male die Worte über die Lippen drängten, die er sonst bei kühler Überlegung um jeden Preis für sich behalten hätte. Er versetzte mit gutmütigem Lächeln:

„Lieber Jost von Ryssow — diese Martine von Laar, Ihre Jugendfreundin, ist sogar augenblicklich hier in Berlin; und tanzt vermutlich in eben diesem Augenblick mit irgendeinem Leutnant oder irgendeinem Attaché den schönsten Schwippwalzer, den wir beide uns nur denken können."

Der Herr von Ryssow stutzte; griff mit fahriger Handbewegung nach seinem Glase, leerte es hastig, stellte es unsicher auf den Tisch zurück. Und sagte mit seltsam vibrierender Stimme:

„Sie ist auch noch morgen in Berlin, Torunn?"

„Morgen und übermorgen; ich glaube im ganzen noch drei Tage; jedenfalls sagte sie es mir heute."

„Sie haben heute mit ihr gesprochen?"

„Ich kam eben von ihr, als wir uns heute mittags unvermutet trafen."

„Sie kennen also ihre Adresse?"

„Auch dies."

„Dann, Torunn, werden Sie mir ihre Adresse sagen; und wenn Sie wirklich einen Funken freundschaftlicher Ge-

fühle für mich besitzen, werden Sie es mir ermöglichen, Martine von Laar morgen zu sprechen. Irgendwann, irgendwie, in irgendeiner Form, die ich ganz Ihrem Ermessen überlasse."

„Ein Wunsch, den ich nicht verstehe und nicht erfüllen werde."

Der ehemalige Fahnenjunker schüttelte ungeduldig den Kopf.

„Sie werden im selben Augenblick bereit sein, ihn zu erfüllen, wo ich Ihnen sage, daß nicht einfache Neugier oder eine gefühlsduselige Jugenderinnerung mich zu dieser Bitte veranlaßt, sondern . . . .

„Sondern?"

„. . . sondern die Tatsache, daß ich in meinem ganzen Leben nur eine einzige Frau geliebt habe. Und diese Frau war Martine von Laar, und ist es und wird es immer bleiben."

„Das ist nicht wahr!"

„Was heißt das?"

„Das ist nicht wahr, das kann nicht wahr sein!"

Und der Herr von Ryssow darauf mit einer merkwürdigen Gemessenheit im Ton:

„Lieber Torunn — ich erinnere Sie daran, daß es nicht zu meinen Charaktereigenschaften gehört, zu lügen. Nicht mal in unwichtigen Dingen; viel weniger noch bei Fragen, die doch immerhin — Sie werden es zugeben — für mich verflucht viel Bedeutung besitzen."

Hans Torunn wehrte sich verbissen.

„Sie haben dieser Ihrer Neigung mir gegenüber nie Erwähnung getan, Ryssow."

„Es gibt Dinge, Torunn, die ein Mann solange für sich behält, bis der Augenblick kommt, der ihn zum Sprechen zwingt. Dieser Augenblick ist da; ist unvermittelt über mich gekommen; und ich ziehe daraus die Folgerung und gestehe Ihnen ehrlich, wie es mir ums Herz ist und was es mit diesem Herzen — von dessen Bestand Sie vermutlich keine Ahnung hatten — für eine Bewandtnis hat."

„Und trotzdem bedauere ich nochmals, Ihrem Wunsch nicht entsprechen zu können."

„Soll heißen?"

„Soll heißen, daß ich mich nicht ganz genau ausgedrückt habe. Nicht trotzdem, was Sie mir sagten, sondern eben weil Sie mir diese Mitteilungen machten, bedauere ich, eine Zusammenkunft zwischen Fräulein von Laar und Ihnen nicht veranlassen zu können."

„Sie lehnens auch ab, Torunn, mir die Adresse Fräulein von Laars zu geben?"

„Auch dies."

„Gestatten Sie mir, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß mir Ihr ganzes Verhalten rätselhaft ist."

„Ich werde nicht versuchen, Ihnen dies Rätsel zu lösen."

„Sie weigern sich demnach auch, mir die Beweggründe Ihres Verhaltens zu nennen?"

„Ich weigere mich."

„Obwohl Sie wissen, wie viel mir an einer Anssprache mit Fräulein von Laar liegt?"

„Dieser Wunsch kann für mich keine ausschlaggebende Bedeutung haben."

„Herr Doktor Torunn, ich mache Sie darauf aufmerksam, daß Ihr Verhalten alles andere als freundschaftlich ist."

Der andere darauf feindselig:

„Es gibt auch in der Freundschaft — wie Sie unsere beiderseitigen Beziehungen zu nennen belieben — Grenzen, die sich aus den Tatsachen ergeben."

„Herr Doktor Torunn, Sie leisten sich eben den spöttischen Einwurf: wie Sie unsere beiderseitigen Beziehungen zu nennen belieben! . . . Diese Einschaltung beweist mir, daß ich mich geäuscht habe, wenn ich in Ihnen freundschaftliche Gefühle für mich vermutete. Gut, ich käme darüber hinweg; ich würde mich damit abfinden. Diese Einschaltung ist aber von Ihnen offenbar zu dem Zweck gewählt worden, zwischen Ihnen und mir einen Abstand, einen Unterschied herbeizuführen. Einen Unterschied moralischer und gesellschaftlicher Art."

„Ich wiederhole abermals: ich werde keinen Versuch unternehmen, Sie Ihren Überzeugungen abwendig zu machen."

Der Herr von Ryssow war ganz ruhig in seinem Korbsessel sitzen geblieben. Nur etwas hatte er sich vorgebeugt; wie zum Sprung; wie zu einem ausholenden Schlag. Reglos das durchtrainierte, von Falten zerrissene Rennreitergesicht; nur in den Augen ein böses, gefährliches Glitzern. Und die Stimme schneidend scharf, als sprühte Stahl auf Stein.

„Herr Doktor Torunn — bin ich im Recht in meiner Überzeugung, daß Sie einen Bruch zwischen uns beiden suchen oder schaffen wollen?"

Hans Torunn versetzte mit finsterem Lächeln:

„Bis vor ein paar Minuten legte ich keinen Wert darauf, zwischen Ihnen und mir einen Abstand herzustellen. — Von jetzt an tu ich es. Und es sollte mir angenehm sein, Herr von Ryssow, wenn Sie fortan diesen Abstand recht scharf und deutlich empfinden würden."

Der ehemalige Fahnenjunker griff in die Hosentasche, holte eine Handvoll losen Geldes heraus, rief den Kellner heran, bezahlte seine verschiedenen Mischgetränke. Und als sie wieder allein waren, zog er seine Brieftasche, kramte aus ihr ein leeres Papierblatt hervor, griff nach seinem kleinen goldenen Bleistift und sagte kühl und geschäftsmäßig:

„Darf ich Sie um Ihre augenblickliche hiesige Adresse bitten, Herr Doktor Torunn. Und falls Ihnen solch Interesse nicht sofort klar sein sollte: — ich beabsichtige, Ihnen morgen meine Zeugen zu schicken." . . . Ein wahnsinnig unverschämtes Lächeln, das die fahle Starrheit seiner Züge zerriß . . . „Vorausgesetzt natürlich, daß Sie die Güte und den — Mut haben, den gesellschaftlichen Abstand zwischen uns beiden auf dreimal vierundzwanzig Stunden zu vergessen. Denn an sich hätten Sie wohl ein begründetes Recht, eine Forderung von mir abzulehnen."

„Was ich nicht zu tun gedenke, Herr von Ryssow. Binnen dreimal vierundzwanzig Stunden können wir uns also noch als einander gleich zu gleich gegenüberstehend betrachten. Ich wohn im Park-Hotel am Bahnhof Zoo. Und zum Schluß stelle ich noch einmal fest: — ich habe es abgelehnt, Ihnen die Möglichkeit zu geben, mit Fräulein v. Laar zu sprechen!"

Er hatte doch in der Nacht, die diesem Zusammensein mit dem Herrn von Ryssow folgte, wenig geschlafen. Nicht, daß er etwa vor der nahenden Entscheidung bangte — Furcht war ihm ein fremder Begriff; und alle etwaigen Möglichkeiten über den Ausgang dieses Zweikampfes tat man mit einem Achselzucken ab.

Im Gegenteil, — letzten Endes, und wenn man es recht bedachte, lag sogar die Veranlassung dazu vor, sich solchen Ergebnisses des gestrigen Abends zu erfreuen. Denn, daß überhaupt ein Mensch es wagte, die Hände verlangend nach Martine von Laar auszustrecken — schon das war eine Herausforderung, auf die man nur mit der blanken Waffe sozusagen antworten konnte. Um so mehr, wenn dieser Mensch noch Jost von Ryssow hieß. Und Hans Torunn hatte, während er in der Nacht schlaflos lag, und seine Gedanken ruhelos wanderten, fast die Empfindung, als sei jetzt irgendwie ein Schmutz an Martine gekommen, den er wieder abwaschen müsse. Er, nur er — keiner besaß das Recht dazu. Das Schicksal selbst hatte es so gefügt, daß er für Martine eintreten durfte. Man muß doch dem Schicksal dankbar sein, nicht wahr? Es war förmlich so, als bekäme man nach all dem Druck der letzten vierzehn Tage die Brust wieder frei, als könne man wieder tief aufatmen und die Arme recken. Man war wieder ein Kerl; man besaß eine Aufgabe, deren Erfüllung — jedenfalls landläufiger Schätzung nach — immerhin einen Grad persönlichen Mutes erforderte. Schade nur, daß es bei diesem einen Jost Ryssow blieb, daß nicht noch der oder jener irgend ein anderer seine Augen zu ihr zu erheben wagte. Eine Brutalität schoß in Hans Torunn auf; er hätte sich mit Gott und der Welt herumschlagen mögen.

Er lag ganz still, die Arme unter dem Kopf verschränkt; er lauschte dem nimmer ermüdenden Leben da unten vor den Fenstern des Hotels; er hörte das scharfe Schüttern, wenn die auslaufenden oder einfahrenden Schnellzüge die Überführung am Bahnhof Zoo entlang ratterten; er war hellwach; er rauchte ins Dunkle träumend eine Zigarette und dachte wieder und immer wieder: Jetzt sind es nur etwa noch zwölf Stunden, dann sehe ich sie wieder! Und selbstverständlich keine Sekunde des Zweifels darüber, daß dies gestrige scheußliche Erlebnis ihr totverschwiegen bleiben mußte.

Der Vormittag zog sich endlos hin. Hans Torunn wußte nicht, was mit seiner Zeit anfangen. Schon um acht Uhr war er aufgestanden, hatte gebadet, gefrühstückt, stand an seinem Hotelfenster und starrte auf den aufhellenden Frühlingstag, der Sonne verhieß: — Potsdam! Und eigentlich kurios, daß er nicht schon längst auf diesen Gedanken gekommen war. — Denn — Herrgott, das war ja noch keine vier oder fünf Tage her, daß Martine ihm mal davon gesprochen, wie vernarrt sie in die Havelresidenz sei, wie oft sie während ihrer Berliner Zeit mutterseelenallein hinüber gefahren war, um in den alten, schlichten Straßen, in den großen öffentlichen Gärten für ein paar Stunden ganz allein zu sein. Und er hatte das so gut verstanden; tief im Herzen hatte ihm eine Freude darüber gezittert, daß auch sie diese fanatische Vorliebe besaß. Ihm ging es ja nicht besser. Dies Nestchen, das der Ruhm des alten glorreichen Preußens umwitterte — diese verschnörkelten stillen Eckchen und Winkel, diese nachdenklichen gedrückten Straßen, in denen noch immer der Geist Friedrichs des Einzigen umging — diese wunderschönen Palais: Sanssouci, Babelsberg, Char-

lottenhof, Klein=Glienicke, die Orangerie, und wie das alles heißen mochte — diese verträumten Schönheiten an den Ufern der Havel . . . — das überdä····erte ein Zauber, dem sich niemand zu entziehen vermochte.

Man war ein anderer Mensch, wenn man für ein paar Stunden dort draußen still für sich bleiben durfte; man nahm in das kochende Gewühl der Millionenstadt etwas mit sich — eine Freude, ein Aufatmen, ein Losgelöstsein vom banalen Ich, eine geistige Hochspannung, davon man noch tagelang zehrte.

So gut hatte er das alles verstanden, was sie ihm da vor vier oder fünf Tagen von ihrer vernarrten Liebe zum Potsdam des großen Preußenkönigs gesprochen; so gefreut hatte er sich, daß sie Worte gefunden, die er selbst nicht hatte wählen können. Und jetzt stand das alles so bildhaft klar vor seiner Erinnerung, so plastisch und zum Greifen deutlich, daß eine fast jugendliche Ungeduld ihn ergriff, daß er sich hastig anzog und durch einen Blick auf die Uhr feststellte: es blieben ihm noch reichlich sechs Stunden; daß er zum Bahnhof hastete und oben auf dem Bahnsteig ungeduldig hin und her trat, bis der Potsdamer Zug endlich einlief.

Die Stunden da draußen huschten wie im Fluge dahin, zerrannen ihm gewissermaßen unter den Händen. Der erste ahnende Schimmer des kommenden Frühlings träumte über dem Havelland. In den königlichen Gärten nur wenige Spaziergänger, die — ihm schien es so — mit einem leisen heimlichen Lächeln umhergingen.

Und was er vor wenigen Tagen, als er oben am Fenster seines Warrischkener Wohnzimmers stand und in das Flachland hinabstarrte, gedacht hatte, das kam ihm auch jetzt wieder zu Sinn: — Ein paar Wochen weiter, dann ist der Frühling im Land, dann blüht und grünt alles ringsum, dann leuchten die Sterne heller, dann werden die Einsamkeiten im Herzen und in der Natur tiefer; dann kommen sie wieder — all die verschwiegenen Wünsche, die unter der grau lastenden Decke des Winterhimmels geschlafen haben.

(Fortsetzung folgt.)

Vertrauen.

Skizze von Käte Lubowski.

Fauchend fuhr der D=Zug in die Bahnhofshalle und hatte damit wieder einmal sein Ziel erreicht. Das schöne Mädchen in der sehr schlichten Kleidung erregte unter den Wartenden Aufsehen. Ihr reines, feingeschnittenes Profil lenkte die allgemeine Aufmerksamkeit von dem einfahrenden Zuge jedenfalls ab.

Sie selbst — Magrit Feising — merkte nichts von dieser stummen Bewunderung. Nun war sie schon zum zweiten Male sämtliche Wagen entlang gelaufen. Ihr Gesicht, anfangs von tiefer Freude verklärt, erschien jetzt sehr matt. Die roten Nelken in ihrer Rechten verbargen sich schamhaft in den Falten des Mantels.

„Ah . . . Fräulein Feising“, sagte in diesem Augenblick eine tiefe Männerstimme neben ihr, „hat Sie unser lieber Bankrat etwa auch umsonst herbefohlen?“

Noch war ihr Verlöbnis mit dem sehr reichen, älteren Mann, dem ihre heiße und — so seltsam es klingen mag — erste Liebe gehörte, ihrer Meinung nach selbst diesem seinem besten Freund nicht bekannt. Deshalb war sie ihm gegenüber auch scheu und unsicher.

„Ich hatte ihm eine Arbeit an den Zug zu bringen“, stotterte sie.

„Nun können Sie mir wenigstens die nicht zur Verwendung kommenden roten Nelken verehren“, scherzte er. Mit einer hastigen Bewegung preßte sie den Strauß einem kleinen, blassen Mädelchen, das schon lange sehnsüchtig darauf geschaut, in die Hände.

„Aber . . .“ entrüstete er sich, verließ sie jedoch nicht, sondern schritt neben ihr dahin, auch, als sie auf der Straße stand.

Wortlos reichte sie ihm die Hand zur Verabschiedung entgegen.

„Darf ich Sie in Ihre Wohnung begleiten, Fräulein Feising?“ fragte er bittend.

„Wie käme ich zu Ihrem Besuch?“ lehnte sie schroff ab.

„Nun . . . nun . . . bin ich nicht des Bankrats einziger Freund, Fräulein Magrit?“

Ihr Herz tat plötzlich weh. Sie hatte sich eingebildet, daß dies nicht der bildhübsche, flotte Doktor Wilde, ihr Begleiter . . sondern sie . . . nur sie — sei.

„Wollen Sie mich, bitte, allein lassen“, sagte sie schroff.

„Mißverstehen Sie mich nicht, Fräulein Feising! Ich bin, genau wie Sie, über sein Ausbleiben verwundert. Die Hoffnung, daß er Ihnen indessen eine Erklärung telegraphiert habe, läßt mich meine Bitte wiederholen.“

„Sie können in zwei Stunden nachfragen“, erlaubte sie ihm nach kurzem Besinnen. „Sollte ich selbst nicht daheim sein, werde ich beim Hauswart ein paar Zeilen für Sie hinterlassen.“

Er merkte, daß er im Augenblick nicht mehr erreichen könne, verneigte sich und verließ sie.

. . . Wirklich steckte im Briefkasten ein Telegramm: „Kommen wegen Unfalls erst in zwei Tagen möglich. Bitte Doktor Wilde zu benachrichtigen.“

Also war es in seinem Sinne, daß sie den Freund empfing!

„Lassen Sie uns einen kleinen Ausflug miteinander machen“, sagte der, als sie ihm, wider Erwarten, den Eintritt in ihr behagliches Wohnzimmerchen gestattete.

„Mit meiner Angst um ihn könnte ich das nicht“, lehnte sie ab.

Er lächelte rätselhaft. „So lieb haben sie ihn also?“

„Woher . . . wissen . . . Sie . . .?“

„Ich habe Sie doch einmal mit ihm zusammen gesehen.“

„In einer beruflichen Angelegenheit . . . als Vertreterin der Bank, bei der ich angestellt bin. Ganz recht.“

„Mir hat es genügt. Ihr guter Geschmack bewährte sich . . . . wieder einmal.“

„Nein . . . . nein“, leugnete sie . . . „wie hätte ich wohl wagen können . . .“

„In der Liebe ist alles erlaubt. Dies nur nebenbei. — Sonst nochmals: Seien Sie nicht kleinbürgerlich, Fräulein Feising. Er war's auch niemals. Kommen Sie. Bin ich nicht sein Freund?“

Daheim erschien es ihr drückend und dunkel. Weshalb sollte sie es nicht tun? — — —

Am Abend wußte sie, daß jene Stimme, die heftig abriet, die rechte gewesen. Doktor Wilde hatte nämlich, als sie, Tränen in den Augen, zutraulich geworden, ihrer Angst um den Geliebten beredten Ausdruck verliehen, den Arm um sie gelegt . . .

Was danach geschah? Dunkel erinnerte sie sich dessen . . Sie hatte ihm etwas Böses in das Gesicht schleudern müssen.

„Ein . . . . Lump, der das hinter dem Rücken seines Freundes tut . . .“

— — Nun wartete sie erneut auf den Ruf des Geliebten. Dabei hatte sie ein kaltes Gefühl des Entsetzens, daß der andere es überhaupt gewagt hatte . . . Zudem ängstigte sie sich zunehmend um den Geliebten. Wenn sein Unfall weniger leicht wäre? . . . .

— — Am folgenden Tage fühlte sie sich zu elend, um ihrer Pflicht nachzugehen. Frierend und verängstigt wartete sie daheim auf irgend etwas Graues, Schweres. Wenn er ihr genommen würde — wenn damit der Traum von schrankenlosem Vertrauen, reinster Liebe und fester Treue zu Ende oder ihr künftiges Leben gleich dem ihrer verstorbenen Mutter sein müsse, die an der freilich unbegründeten und sie dennoch ein halbes Leben unablässig quälenden Eifersucht des Lebenskameraden, der ihr Vater gewesen, frühzeitig starb.

. . . Gegen Mittag dieses Tages ging die Klingel. Als sie die Tür aufriß, stand der vor ihr, um den sie zitterte.

„Magrit,“ lachte er und öffnete weit die Arme. Weshalb begrub sie jetzt nicht all' ihre Not darinnen? Weil er — immer noch lachend — gestand:

„Närrchen, wie schaust du nur aus? Hohlwangig — bleich . . . Na, komm' endlich zu mir. Es war ja nur eine kleine Prüfung, ob du mir auch wirklich treu bist. Freund Wilde — mit im Komplott — sollte dich ausproben . . .“

„Von dir beauftragt?“ würgte sie heiser hervor.

„Natürlich . . . ich erwartete gestern schon — einen späteren Zug wählend — seine Mitteilung im Hotel.“

„So . . . es war also gar kein . . . Unfall?“

„Bewahre . . . Hier hast du die Belohnung, mein Goldenes, weil du so brav die Probe bestanden hast.“ Und er entnahm der herzförmigen Schachtel eine Schnur wundervoller Perlen.

Ihre Augen hatten sich ganz fest geschlossen. Wie eine Tote sah sie aus.

Er begann sich um sie zu ängstigen.

„Mutter,“ dachte sie, „arme, liebe Mutter . . . sei nur ganz ruhig . . .“

Und sie zerrte ihm wie eine Nachtwandlerin die köstlichen Perlen aus der Hand . . . warf sie ihm vor die Füße und zeigte auf die Tür.

Als er nicht Miene machte, zu gehen, raffte sie die schimmernde Schnur auf, lief zur Flurtür und warf die Perlen hinaus.

. . . Da ging er . . . und sie verschloß die Tür . . .

Von Primadonnen, berühmten Sangesgrößen und ihren Launen.

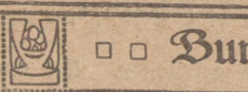
Theateranekdoten,
mitgeteilt von Felix v. Lepel.

Von Pauline Lucca (1841—1908), der einst hochberühmten „Zerline“, „Valentine“, „Mignon“ und „Carmen“, hat F. v. Strantz einmal folgende nette Anekdote zum Besten gegeben: Als König Wilhelm nach dem Kriege mit Österreich 1866 auf der Bühne des Berliner Kgl. Opernhauses erschien, um Frau Lucca zu begrüßen, sagte die in ihrer naiven Offenheit: „Na, Majestät, Sie haben meinen Landsleuten ja arg mitg'spüllt.“ Worauf der hohe Herr freundlich lächelte und sich noch eine Weile angeregt mit dem „Naturkind“ unterhielt . . . .

Der bekannte Opernbassist Karl Foermes (1816—89), einer der berühmtesten Sänger des „Sarastro“, gab, wie Josef Seiling in einem netten Büchlein in Erinnerung gebracht hat, folgendes drollige Erlebnis in seinen Memoiren zum Besten: „Eine tragikomische Szene, die sich während meines ersten Auftretens als Sarastro zutrug, will ich nicht unerwähnt lassen. Im ersten Akte reicht bekanntlich die Königin der Nacht ihrer Tochter Pamina den Dolch, um Sarastro zu töten. Der Mohr Monostatos aber, der alles mit angehört hat, tritt vor Pamina hin, die ihn mit den Worten anfingt: „Was soll ich tun?“ Der Mohr entreißt ihr den Dolch, indem er sagt: „Mir vertrauen und mich lieben . . . Mädchen, ja oder nein?“ Natürlich sagt Pamina „nein“, und er erhebt den Dolch, um sie zu erstechen. Da aber stürzt Sarastro vor, ergreift das Messer und schleudert Monostatos zur Seite. — In meinem Feuereifer machte ich die Geschichte nun etwas gar zu energisch, und man sagte mir hinterher, ich hätte ausgesehen wie ein Löwe, der sich auf seine Beute stürzt. Stark, wie ein Herkules, schleuderte ich den unglücklichen Mohren so hart auf die Bühne, daß er jammernd und wehklagend liegen blieb. Im Sturze hatte er den Souffleurkasten mit umgerissen, und der arme Souffleur saß nun in Hemdsärmeln da — ein wunderbares Schauspiel. Und nun denke man sich das Gelächter des Publikums, als ich gleich darauf sang: „In diesen heil'gen Hallen — Kennt man die Rache nicht — und ist ein Mensch gefallen . . . .“ Bei diesen Worten ging der Sturm los, und das Lachen, Jubeln und Klatschen wollte kein Ende nehmen.“ — — —

Von der großen Schröder-Devrient (1804—60) und einer offenbar sehr vergnüglichen „Fidelio“-Aufführung in Breslau plaudert F. v. Strantz einmal in seinen bereits erwähnten Memoiren. Als die große Tragödin die Leonore mit überströmendem Gefühl und überwältigendem Ausdruck sang, und in der Kerkerszene nicht nur das Publikum zum Weinen brachte, sondern auch den Darsteller des Florestan, sagte sie zu ihm leise beim Überreichen des trockenen Brotes: „Flutsch nicht, das nächste Mal bekommst du Butter drauf.“

Daß die Reklame in den Augen vieler Theaterdirektoren so ziemlich die Hauptrolle spielt, zeigte folgendes, in den 80er Jahren in dem ungarischen Städtchen Kecskemet eines schönen Tages ausgehängte Plakat: „Der Sturz Koleman Tiszas, die Befreiung Ungarns, die Besiegung des russischen Zaren, all dies kann keine so große Freude in den Herzen des verehrten Kecskemeter Publikums hervorrufen, als die Freudenbotschaft, daß die schönste Lerche Ungarns und die berühmteste ungarische Liedersängerin der ganzen Welt (sic) unser kunstsinniges Publikum beglücken wird. Ja, es ist dem Unterzeichneten gelungen, nach langen Kämpfen und unter großen Opfern Ihre Hochwohlgeborene Frau Louise Blaha für zwei Gastspiele zu gewinnen.“ — Das gewaltige Getön, so meint dazu Josef Seiling, dem wir die Mitteilung dieser Geschichte verdanken, mutet allerdings noch mehr „amerikanisch“ denn „ungarisch“ an . . . .



▫▫ Bunte Chronik ▫▫



* **Das Tabakschnupfen.** Das Vergnügen am Tabakschnupfen, das mit unseren Großvätern gestorben zu sein schien und dem nur von einigen „Unentwegten“ noch gehuldigt wurde, scheint wieder aufleben zu sollen. Zu denen, welche ihm am längsten treu geblieben waren, gehörten, wie die französische Zeitschrift „Boudoir“ behauptet, die Geistlichen und etliche Kategorien der Arbeiterschaft; bei den sogenannten höheren Klassen aber war das Schnupfen im Laufe der Zeit allmählich aus der Mode gekommen, obwohl es gerade von diesen Gesellschaftsschichten aus über die Welt verbreitet wurde. Die erste vornehme Dame, die aus gesundheitlichen Gründen geschnupft hat, war Katharina von Medici, die das erste Schnupfpulver von Nicot, der die Tabakpflanze nach Frankreich brachte und von dem das Nikotin den Namen hat, als kostbares Geschenk erhalten hatte. Man versicherte damals, daß das Tabakschnupfen ein unfehlbares Mittel gegen halbseitigen Kopfschmerz und gegen alle anderen Kopfleiden wäre. Berühmte Schnupfer vor dem Herrn waren u. a. Ludwig XVI., Cromwell, Napoleon I., Talleyrand und Friedrich der Große, und noch heute werden in Museen ihre Tabakdosen gezeigt, die berühmt waren teils wegen des hohen Geldwertes, den sie darstellten, teils auch wegen ihres künstlerischen Wertes. Und nun soll, wie gesagt, das Schnupfen wieder modern werden, und es gilt schon jetzt in vielen Kreisen als so schick, daß sich, nach dem Vorbild der seligen Katharina, auch die Damen dafür begeistern. Ein Medizinmann ist der Ansicht, daß man es hier mit einer gesunden und durchaus freiwilligen Reaktion gegen das gefährliche Kokainschnupfen und andere bedenkliche Vergiftungen zu tun habe. Das ständige Niesen ist ja zwar eine nicht ganz angenehme und auch nicht immer ganz ästhetische Zugabe, die man beim Schnupfen mit in den Kauf nehmen muß. Aber man kann es ein bißchen schöner gestalten durch kostbare Schnupftüchlein mit echten Spitzen.

*

* **Neger in Sibirien?** Nach englischen Zeitungsmeldungen hat ein Forscher in einem bisher von keinem Europäer betretenen Gebiet von Sibirien einen Negerstamm entdeckt, die ganz den Typ der afrikanischen Neger haben und mit den übrigen sibirischen Steppenbewohnern in gar keiner Beziehung stehen. Wenn diese Nachricht zutrifft — vorerst wird sie noch angezweifelt — würde die Theorie Gobineaus zutreffen, wonach der größte Teil der Erde ursprünglich von Angehörigen der schwarzen und gelben Rasse bewohnt war, die später von der weißen Rasse mit ihren überlegenen zivilisatorischen Eigenschaften verdrängt wurden.

*

* **Auktion auf Korfu.** Die griechische Regierung ließ es sich nicht nehmen, aus dem Besitze des ehemaligen deutschen Kaisers auf Korfu Kapital zu schlagen. Das Schloß in Korfu, das übrigens der Bevölkerung dieser Insel seinerzeit sehr große wirtschaftliche Vorteile gebracht hatte, ist ja schon im Kriege samt dem ganzen Inhalt von der griechischen Regierung als griechisches Eigentum erklärt worden. Es war ein leichter Erwerb, denn er hat nichts gekostet. Jetzt, sieben Jahre nach dem Kriege, denkt die Regierung daran, dieses auf so seltsame Weise erworbene Gut zu verwerten, d. h. zu Geld zu machen. Sie hat darum für Ende September, nach einer Mitteilung der „Daily Expreß“, eine große Auktion angesetzt, auf der die ganze Einrichtung des Schlosses versteigert werden soll. Was mit dem Schlosse selbst geschehen soll, steht noch nicht fest. Es sind schon mehrfach Versuche gemacht worden, das Schloß für eine Spielbank zu erwerben, da man in Korfu ein zweites Monte Carlo einzurichten gedachte. Aber die Forderungen, die die griechische Regierung stellte, waren bisher noch zu hoch.

▫▫ Lustige Rundschau ▫▫



* **„Bitte keine Gefühlstöne!“** Ernst v. Possart, so erzählt die Zeitschrift „Das Theater“, gastierte einmal an einem Stadttheater als König Lear. Auf der Probe legte, wohl um sich vor dem Meister zu zeigen, der Darsteller des Kent in dem Stück mächtig los und schlug besonders im ersten Akt bei dem Abschied von Cordelia sehr herzliche Töne an. Da unterbrach Possart die Probe, stürzte auf den Schauspieler los und rief sehr erregt: „Ich bitte, keine Gefühlstöne, das ist meine Sache!“

*

* **Aus der Schule.** Es ist Prüfung. Der Klassenlehrer, der Hauptlehrer und der Herr Schulinspektor sind versammelt. Letzterer stellt Franz Bulke, dem kleinen Prüfling, eine nicht ganz leichte Rechenaufgabe. Da Franz mit der Antwort zögert, will ihm der Klassenlehrer durch Mundbewegungen das Resultat vorsagen. Das gleiche tut der Hauptlehrer, und Lehmann, sein Nebenmann, flüstert ihm ebenfalls das Ergebnis ins Ohr. Da ruft Franz weinend: „Wenn mir alle mit einem Male vorsagen, werde ich nicht daraus klug.“

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.